Die Liebschaft der Prinzessin.

Humoristische Novelle
von
Richard Wolf.

(Fortsetzung.)

Aber allmählig suchte und fand sie den Uebergang zu ihrem eigentlichen Thema. Sie kam auf die Prinzessin zu sprechen. Das übermüthige Wesen derselben bereitete ihr große Sorge. Sie hatte ja die Pflicht übernommen, über das Wohlergehen derselben zu wachen. Einer solchen Natur gegenüber war ihre Stellung schlimm, sehr schlimm. Sie bedurfte nothwendig eines Beistandes. Und wo konnte sie einen besseren finden, als bei der Freundin der Prinzessin, bei ihrer Tochter? Olga konnte, durfte nicht diesen Beistand ihr verweigern.

Sie sah wehmüthig, mit fast flehenden Mienen nach dieser hin.

Olga beeilte sich, ihr denselben zuzugestehen.

„Herzlichen Dank, liebe Olga!" rief die Oberhofmeisterin. „Ihre Willfährigkeit macht mich glücklich. Sie werden mich über Alles unterrichten, was in Bezug auf die Prinzessin Ihnen auffällig ist. Nicht wahr, Sie werden es?"

Olga erblaßte. Daß ihr die Oberhofmeisterin die Rolle einer Aufpasserin und Zuträgerin zuwies, gefiel ihr keineswegs. Sie neigte das Haupt und schwieg.

„Ach, meine Kopfschmerzen!" seufzte Jene. „Wie mich diese Gedanken angreifen und quälen! Ach, Olga!"

Sie ergriff die Hand derselben und drückte sie.

„Sie werden mich nicht verlassen," fuhr sie fort. „Sie werden mich unterstützen. Es ist ja zum Heile der Prinzessin."

Olga versicherte, daß sie das Heil derselben auf jede Weise fördern werde.

„Der Himmel hat Sie mir gesendet!" rief die Oberhofmeisterin; sie war überaus glücklich. — „Verhehlen Sie mir nichts! Und seien Sie unbesorgt, meine liebe Olga, ich werde mit der höchsten Discretion verfahren. Die Prinzessin soll unser Verhältniß gar nicht ahnen können."

Die ehrliche Olga war innerlich empört. Also deshalb nur dies Vorspiegeln von mütterlicher Liebe, damit sie ausgehört werden konnte. Die Oberhofmeisterin mußte sie für ziemlich beschränkt halten, da sie in dieser plumpen Weise vorging. Olga bedachte nicht, daß der Verstand derselben eben nicht allzuweit reichte und die bisher gespielte Komödie ihr so viel Mühe gekostet hatte, daß sie möglichst rasch zum Schlusse gelangen wollte.

Die Oberhofmeisterin lächelte allerdings mitleidig. Sie war unbedingt Siegerin. Die kleine schüchterne Hofdame war ihren Künsten unterlegen. Jetzt konnte sie den directen Angriff wagen.

Sie beugte sich möglichst vor, um die Hofdame fest im Auge zu behalten.

„Ich finde, liebe Olga," sagte sie, „daß zuweilen die Prinzessin in der letzten Zeit außerordentlich erregt ist."

„Ja, sie ist zuweilen sehr übermüthig." — Olga dachte an den Brief und seufzte.

„Uebermüthig! Liebes Kind, Uebermuth und Erregung sind zwei ganz verschiedene Dinge. Es kommt mir vor, als wenn sie ein Geheimniß zu verbergen hätte."

„Ein Geheimniß?" stammelte Olga. „Ich glaube kaum."

„Meine liebe Olga, ganz gewiß ein Geheimniß."

„Das sie vor mir verbergen wollte?" fragte Jene.

„Ich kann natürlich nicht wissen, ob es Ihnen verborgen ist," erwiderte die Oberhofmeisterin ziemlich ärgerlich. „Aber es sollte mich doch Wunder nehmen, wenn ihr irgend eine Andeutung entschlüpft wäre. Erinnern Sie sich nicht?"

„Durchaus nicht?"

„Das kommt mir sehr merkwürdig vor. Die Prinzessin bei ihrem lebhaften Naturell wird sicherlich nicht ganz schweigen können. Es muß irgend eine Begegnung stattgefunden haben, die sie aufregt."

Olga erschrak sehr heftig.

Die Oberhofmeisterin wartete vergeblich auf eine Antwort.

„Nun mein liebes Kind?"

„Ich habe nichts bemerkt," entgegnete Olga; sie war wieder gänzlich heiser.

„Gar nichts?"

„Nicht das Mindeste."

Die Oberhofmeisterin warf sich mit einem gewaltigen Rucke in die Sophaecke zurück. Sie war äußerst aufgebracht. Auch jetzt zum zweiten Male leugnete die Hofdame.

Die Kopfschmerzen nahmen in bedenklicher Weise zu.

„Sitzen Sie doch still, liebe Olga," sagte sie in jammerndem Tone. „Ihre hastigen Bewegungen greifen meine Nerven an."

Olga hatte sich nicht gerührt.

„Aber, mein Gott, wissen Sie denn nichts von der Prinzessin zu erzählen, was mich interessiren könnte?" fragte sie.

„Es fällt mir eben nichts ein," erwiderte die Hofdame.

„Sie wollen mich betrügen!" schrie die Oberhofmeisterin und fuhr empor. „Ihre Zuneigung, von der Sie mir gesprochen, ist Heuchelei! Ach, auf Niemand vertrauen zu können!"

Sie schluchzte laut auf.

Olga machte einen schwachen Anlauf, sich zu vertheidigen, wurde aber unterbrochen.

„Schweigen Sie! Ich bekomme Krämpfe! Ach, wie ich elend bin!"

Die Oberhofmeisterin wand sich in heftigen Zuckungen auf dem Sopha.

Die Hofdame wollte aufstehen und um Hülfe rufen.

„Bleiben Sie!" keuchte Jene.

Sie setzte sich in stiller Ergebung wieder nieder.

Der Anfall ging vorüber.

„Wie ich matt bin!" klagte die Kranke. „Sie sind schuld gewesen, Olga! Ihre Unaufrichtigkeit! Ach, nicht einmal mit meiner Hinfälligkeit Erbarmen zu haben!"

„Aber wirklich, Frau Oberhofmeisterin —"

„Nicht ein Wort!" unterbrach sie diese. „Ich weiß bestimmt, daß es unwahr ist. Was soll ich nun von Ihnen halten?"

Olga faßte einen Entschluß. Sie erhob sich vom Stuhle.

„Frau Oberhofmeisterin," fing sie mit möglichster Würde an, aber sie kam nicht weiter.

„Olga! Olga! Ich bitte, ich beschwöre Sie!" rief die Oberhofmeisterin und faßte ihre beiden Hände. — „Retten Sie mich! Ich bin in Verzweiflung! Auf Sie habe ich alle meine Hoffnung gesetzt!"

Diese plötzliche Umkehr zum Bitten machte die Hofdame noch verwirrter, als sie war.

„Aber ich begreife nicht, Frau Oberhofmeisterin," sagte sie.

Die Oberhofmeisterin zog sie neben sich auf das Sopha nieder.

„Die unsäglichen Schmerzen!" sprach sie darauf keuchend. „Ich fühle mich an Geist und Körper gebrochen. Es ist entsetzlich, wie ich leide. Wenn mein religiöser Sinn es nicht mir verböte, ich könnte daran denken—nein, ich will nicht daran denken."

Die Oberhofmeisterin galt bei Hofe für eine sehr fromme Dame; wie lange sie sich schon der Frömmigkeit zugewendet hatte, ließ sich nicht angeben. Sie war alt genug, daß diese Wandlung vor den Zeiten der jetzigen Generation liegen konnte. Nur einzelne bejahrte Leute am Hofe zuckten behutsam die Achseln, wenn die Frömmigkeit der Dame erwähnt wurde.

Olga aber wußte nicht, woran sie denken sollte. Jedoch, weil die Oberhofmeisterin zu warten schien, daß sie Etwas erwidere, sagte sie:

„Nein, denken Sie nicht daran, Frau Oberhofmeisterin."

„Dank, herzlichen Dank für Ihren Rath, beste Olga," fuhr diese fort. „Sie haben Gemüth, Sie sind religiös erzogen, wie ich weiß. Bei der Prinzessin aber ist es versäumt worden, zur rechten Zeit jene Keime einzupflanzen, welche in uns eine tiefere, herrlichere Anschauung entwickeln. Es ist versämt worden; ich habe es schon lange mit Bedauern bemerkt."

„Die Prinzessin ist ja so gut und edel gesinnt," wagte Olga einzuschalten.

Die Oberhofmeisterin schüttelte traurig den Kopf.

„Gut und edel! Wenn sie es wäre! Sie hintergeht mich, sie hintergeht ihren Vater, unseren braven Fürsten — zu meinem und ihrem eigenen Verderben!"

„Aber es ist wirklich nicht möglich, daß Antonie Etwas gethan hätte, was ihrer nicht würdig wäre," sagte Olga sehr entschieden.

„Nicht möglich?" — Die Oberhofmeisterin packte sie fest am Arme. — „Es wurde ihr möglich, Olga, wissen Sie nichts davon?"

„Nein, und wiederum nein."

„Sie lügen, Olga!" schrie die Oberhofmeisterin in vollster Wuth. Die Nägel ihrer Finger klammerten sich in die leichte Bekleidung des Armes ein.

Die gepeinigte Hofdame stieß einen Jammerschrei aus. Sie leistete aber Widerstand, als die Oberhofmeisterin sie noch dichter an sich heranzuziehen suchte.

Eine kurze Weile dauerte der Kampf. Dann erlahmten die Kräfte der Oberhofmeisterin; ihr Gesicht hatte sich bläulich gefärbt, ihre Haartour hatte sich verschoben, der Athem ging ihr aus. Sie mußte loslassen.

Olga sprang auf. Da aber stürzte die Oberhofmeisterin nach der Thür. Es wurde ihr gerade noch möglich, diese zu erreichen, an derselben sank sie in die Kniee nieder. Olga war in der Mitte des Zimmers stehen geblieben. Jetzt trat sie hinzu und half der Oberhofmeisterin, emporzukommen. Es gelang erst nach mehreren Versuchen; die Beine zitterten so stark, daß sie sich allein nicht aufrecht halten konnte. Die Hofdame wollte sie nach dem Sopha zurückführen, aber sie faßte mit beiden Händen die Thürklinke.

Es bedurfte eines langen Ausruhens, bevor sie wieder einige Worte hervorzubringen vermochte.

Es waren kurze, abgerissene Worte, die sie röchelnd hervorbrachte. Olga durfte das Zimmer nicht verlassen, wenn sie nicht versprechen wollte, der Prinzessin alles hier Vorgegangene zu verschweigen.

Eine sehr geringe Anstrengung hätte es jetzt nur für die Hofdame gekostet, und sie hätte die Oberhofmeisterin zur Seite geschoben. Aber Olga war zu gut erzogen, um je die Ehrerbietung gegen das Alter zu vergessen, wenn es sich auch in dieser häßlichen Weise ihr gegenüberstellte.

Loskommen aber wollte sie möglichst schnell, sie glaubte in der Luft dieses Zimmers ersticken zu müssen.

Während Olga überlegte, wechselte die Oberhofmeisterin zwischen Drohungen und Bitten, zwischen Thränen und ohnmächtiger Wuth.

Das Versprechen wurde gegeben, feierlich gegeben. Die Oberhofmeisterin öffnete die Thür, und ohne ein Wort des Abschiedes entfernte sich Olga.

Die Oberhofmeisterin aber rang verzweiflungsvoll die Hände. Sie hatte Nichts erreicht. Jetzt blieb ihr nur übrig, der Leitung des Kammerherrn sich zu unterwerfen.

Jetzt erkannte sie, daß sie unklug gehandelt hatte, daß sie zu weit gegangen war. In ihrer inneren Angst faßte sie nach dem Kopfe und riß das falsche Haar herunter und warf es auf den Boden. Sie sah beinahe kahlköpfig, weder schöner noch ehrwürdiger aus. Und die Hitze, welche sie fast ersticken machte, wollte dennoch nicht aus dem Körper weichen. Obgleich sie dem Umsinken nahe war, wurde sie durch ihre Unruhe immer von Neuem in der Stube herumgetrieben.

Die geschminkten Wangen entfärbten sich, das Gebiß im Munde wurde locker, und die Zähne klapperten auf einander. Ihr hinfälliges Alter trat grell hervor, aber trotzdem ballte sie die Faust, als sie der armen schüchternen Hofdame gedachte, und ihre Augen funkelten wie die eines Raubthieres auf dem Sprunge. — Olga hatte sich eine unversöhnliche Feindin am Hofe gemacht.

Der Kammerherr saß noch zu später Abendstunde wartend in seinem Zimmer. Er hatte bereits mehrere Cigarren geraucht und die vor ihm stehende Weinflasche beinahe völlig geleert. Zuweilen erhob er sich und trat an das Fenster, um in die stille Nacht hinauszulauschen. Endlich wurde das Rollen eines leichten Wagens hörbar, und kurz darauf trat der Kammerlakai Beiner respektvoll in das Zimmer, um zu melden, daß er zurückgekehrt sei.

Herr v. Balg verlangte einen ausführlichen Bericht. Eine ziemlich mißliche Unternehmung für Beiner, dessen Zunge sich nur noch sehr schwerfällig bewegte; er hatte sie vermuthlich während seines Aufenthaltes in der Stadt zu viel anstrengen müssen.

Beiner versicherte, seinen Auftrag mit höchster Gewissenhaftigkeit ausgeführt zu haben. Nicht nur einen Unterofficier, sondern auch einen Wachtmeister hatte er kennen gelernt und Beide, wie es einem fürstlichen Diener zukam, reichlich bewirthet.

Er legte die Gasthofsrechnung vor dem Kammerherrn auf den Tisch.

Dann erzählte er, so gut es gehen wollte, das ihm von Jenen Mitgetheilte. Herr v. Balg machte sich Notizen, während er sprach, und ließ sich außerdem das Verzeichniß der Officiere, welches Beiner verfertigt hatte, aushändigen, worauf dieser mit dem Bewußtsein gut gethaner Arbeit sich entfernen durfte.

„Ja, ja," sprach Herr v. Balg für sich, nachdem er das Verzeichniß mehrere Male durchgelesen hatte, „die Entscheidung, welcher der Betreffende sei, hält schwer. Da haben wir einen unverheiratheten Rittmeister, 33 Jahre alt. Hm! Hat röthliches Haar. Ich denke, wir können ihn übergehen. Zwei bürgerliche Lieutenants. Hm! Werden wohl springen können. Bürgerliche Lieutenants pflegen für Prinzessinnen nicht interessant zu sein. Bleiben noch zwei adelige Lieutenants und ein Graf. Hm! Man wäre geneigt, sich für den Grafen zu entscheiden. Betrachten wir seine Personalien. 24 Jahre alt. Sehr schöner, stattlicher Mann, besitzt die besten Pferde, reich, erst seit kurzer Zeit zum Regiment versetzt, weil er in der Residenz zu üppig gelebt. — Ja, da scheint mir gar kein Zweifel übrig zu sein. Der Herr Graf langweilt sich, kann es ihm nicht verargen, und nimmt das nette Abenteuer mit. Ja, aber ich fürchte, er wird über die Folgen dieses Abenteuers fern von Madrid nachzudenken haben. So bin ich doch vorläufig orientirt."

Herr v. Balg erhob sich mit sichtlicher Zufriedenheit und holte aus einem Kästchen, das in seinem Koffer verborgen war, eine Flasche hervor, aus der er eine dicke Flüssigkeit in einen Löffel goß und mit Behagen hinunterschlürfte. Es war sein Lebenselixir, das er jeden Abend zu sich zu nehmen pflegte, ein Trank nach Hufeland'schen Recepten präparirt, der die Kraft besaß — Herr v. Balg war von der Wirkung überzeugt — den Menschen gesund und stark bis in's höchste Alter zu conserviren.

Es war Mitternacht vorüber, als er sich zur Ruhe legte. Und wenige Stunden später drangen bereits die ersten Sonnenstrahlen mühsam durch den Nebel, der in der Ebene sich ausgebreitet hatte.

Kurze Zeit darauf wurde es im Hause lebendig. Hin und wieder hörte man leise Schritte den Corridor entlang. Die Oberhofmeisterin hatte, um zu rechter Zeit geweckt zu werden, ihre Kammerjungfer Frieda im Lehnstuhl neben ihrem Bette schlafen lassen; aber diese Vorsicht war völlig unnöthig gewesen. Sie war trotz aller Bemühungen nicht dazu gelangt, einschlafen zu können. Die Erregung während des Tages war zu stark für sie gewesen, und statt eines erquickenden Schlafes hatten trübe Bilder sie geängstigt und gequält.

Unmuthig erhob sie sich und trieb die unglückliche Frieda durch eine Fluth von Scheltworten zu immer größerer Eile an. Dennoch gelang es keineswegs, die Toilette nur einigermaßen zu vollenden, bevor sie aufbrechen mußte. Zu der ganzen Summe von Wandlungen, die sie jeden Morgen vorzunehmen hatte, bedurfte es mehrerer Stunden.

Aber der Kammerherr stand vor der Thür und drängte zum Weggehen, indem er versicherte, daß die jungen Damen bereits seit einer Viertelstunde unterwegs seien. Sie mußte sich entschließen, in einen Shawl gehüllt, in halbfertigem Zustande in die kalte Morgenluft hinauszutreten.

Der Kammerherr reichte ihr den Arm und zog sie vorwärts, ohne auf verschiedene Betheuerungen zu achten, daß sie bei diesem Rennen ersticken müsse. Auf einem Umwege, damit sie nicht von oben gesehen werden konnten, strebten sie der Anhöhe zu, welche das gewöhnliche Endziel der Morgenspaziergänge der jungen Dame war. Ein sehr schmaler Fußweg führte durch den Laubwald hinauf, kaum für eine Person Platz bietend. Aber Herr v. Balg war nicht gewillt, die schwere Bürde an seinem Arme loszugeben. Er zerrte und schob sie vorwärts, wie einen Waarenballen, und achtete nicht auf die verschiedenen Schmerzensschreie, welche bei unsanften Berührungen ihr entfuhren.

Die Anhöhe wurde erreicht. Hinter einer dickstämmigen Buche machte er Halt, und nachdem er die Oberhofmeisterin wider den Baum gelehnt hatte — sie war durch die Anstrengung des Steigens völlig außer Athem gekommen — blickte er vorsichtig hinaus auf den freien Platz der Anhöhe. Er war noch gänzlich leer. Gebückt und leise auftretend schritt er vorwärts und spähte hinunter in die vor ihm sich ausbreitende Ebene.

(Fortsetzung folgt.)

Verschmitzt.

„Im Vertrauen gesagt, ich möchte doch wissen, woher es kommt, daß gerade Sie die meisten Anzeigen über Pflasterzolldefraudation in umlauf bringen. Da der Anzeiger immer die Hälfte der festgesetzten Strafe als Anzeigegebühr erhält, so müssen Sie sich, wenn Sie so fortmachen mit Ihren Defraudationsanzeigen, fast höher stehen, wie der Herr Bürgermeister!" — „Die Sach' ist ganz einfach. Mein Herr Zolleinnehmer, dem ich als Assistenz beigegeben bin, der liegt den ganzen Tag auf seinem Sopha und schläft, und ich — wenn ich Jemand von Weitem daher fahren seh' oder hör', versteck' mich hinterm Einnehmer seinen Glaskasten. Kommt nun ein Bauer mit seinem Fuhrwerk unserer Zollstation nahe, und er merkt, daß Keiner von uns am Schalter ist, so passirt er gleichend die Station, ohne sich zur Entrichtung des Pflasterzolles zu melden, in der Meinung, daß in der Einnehmerei Niemand anwesend sei. Ich laß' ihn circa 50 Schritte fortfahren, lauf' ihm dann diensteifrigst nach, fordere ihn auf zur Erklärung, warum er sich zur gesetzlichen Zollentrichtung nicht meldete, notire mir seinen Namen, und die Defraudation ist fertig. Macht Einer aber Miene, nach dem Herrn Einnehmer umzusehen oder ihn gar zu wecken, und verläßt sein Fuhrwerk, so riskirt er, daß ich ihn anzeig' wegen Verlassung seines Gespanns im Stadtbezirk — eingehen thut er so wie so!"

Das Globe-Theater in London.

Eine kulturhistorische Skizze aus Alt-England
von
A. Meyen.

Shakespeare's, des Schwanes von Avon heller Stern, leuchtete bereits hoch am dramatischen Horizont und der bessere Bestandtheil des Publikums der Themsestadt strömte in hellen Haufen nach dem „Globe", einem simplen, nur aus puren Brettern rasch aufgeschlagenen Gebäude, welches unweit des gewaltigen Flusses gelegen war. In der Weise nun, wie man heutigen Tages die Schauspieler behandelt, war dazumal keine Rede, vielmehr hatten gerade die Mitglieder dieser genannten Bühne ihre liebe Noth mit ihrem Auditorium. Sonderbar und auf die Sitte ein scharfes Schlaglicht werfend, war schon die Art und Weise, wie man Schauspieler, welche vielleicht nicht schnell genug die Garderobe zu wechseln vermochten, hervorzulocken wußte. Es geschah dies durch ein mörderliches Getöse und Geschrei und sobald die Uebelthäter erschienen, sauste ein Hagel von Ziegelsteinen auf die Armen hernieder. In der ersten Zeit war freilich das Publikum ein äußerst kleines zu nennen, auch das Betragen ein leidliches, noch übte der Puritanismus, vor dem Shakespeare's Grab nur durch einen Fluch vom Verderben Rettung, Erhaltung fand, nicht in gewaltigem Maße seine Macht aus. Mäßig waren die Anforderungen an den geistigen Inhalt der Stücke und die scenische Ausschmückung begnügte sich mit kurzen Andeutungen und Begriffen. Es waren das noch selige Zeiten, wo die Zuschauer lange vor Beginn hineilten und beim Erblicken eines Mimen, der bereits halb kostumirt in den Musentempel schlich, grüßend die breitkrämpigen Hüte unter jubelndem Zuruf schwangen. Dieser naive Zustand änderte sich leider nicht zum Vortheil der Kunst gar bald. Zu Roß, zu Fuß, in Böten Sänften Kutschen ging es zum Theater, ja der Kutschen waren besonders bei Aufführung neuer Sachen so viele, daß oft jeder Zugang versperrt war und Kampfgeschrei, Toben und eine solenne Prügelei den Eingang erzwang. Statt eines reifen, geläuterten Geschmackes stellte sich eine große Blasirtheit ein. Da gefiel dem die Sprache nicht, jenem paßte die Verwickelung nicht, einem andern wiederum sagte die Darstellung nicht zu. Man hörte da oft Schwüre zum Sternenhimmel emporsteigen, niemals wieder in dieses Haus je seinen Fuß zu setzen, sobald man sich unterstehen würde, solches Zeug vorzuführen. Ja, es gehörte sogar zum guten Tone, absolut Alles schlecht zu finden und herunter zu kanzeln, wodurch natürlicherweise bessere Stücke Einbruch in schmachvoller Weise erlitten. Da saß dann so ein junger Fant, geschniegelt und gebügelt da, die Beine verschränkt, schnitt Grimassen und schrie ein über das andere Mal laut, „Pfui!" Ob solch ein Individuum dadurch aufmerksam andächtig lauschende Hörer gröblich störte, darauf kam es dieser Sorte nicht an, vielmehr fand gar bald das böse Beispiel Nachahmung und der Skandal war fertig. Andere wieder hatten Notizbücher in der Hand, mit wichtiger Geberde mißfällige Stellen notirend und dann mit lauter Stimme ihr weises Kriterium zum allgemeinen Nutzen und Frommen, wie sie vermeinten, zum Besten gebend. Ein Zeitgenosse schreibt: „Es war oft ein solcher Höllenlärm, daß man vermeinte, das hölzerne Gebäude müßte jeden Augenblick in sich zusammenbrechen und die Menge der Schreier unter Trümmern begraben. Weiter aber gingen noch die Stutzer, jene Pflastertreter, noch heutigen Tages die Plage der Promenaden großer Städte. Diese gingen zunächst darauf aus, ihre reiche Kleidung zur Schau zu tragen, allerdings zeigten diese sich mehr in den zahllos entstehenden Privattheatern, wo bei Mangel an Stühlen, dieselben sich auf Brettern mit Binsen bedeckt wenig malerisch gruppirt, hinflegelten. Sie versuchen dies Manöver auch im „Globe-Theater," oft auf Kosten jämmerlicher Prügel, trotzdem ließen die Rüdesten dieser vermeintlichen altenglischen Löwen sich selbst durch das Zischen und Stampfen des Parterres kaum aus der Fassung, geschweige zur Ruhe bringen. Um so skandalöser wurde ihr Benehmen, sie warfen Geld um sich her, schmauchten dabei ungenirt recht bösen, die Geruchtsnerven ertödtenden Tabak. Trafen diese ritterlichen Herren Bekannte, so rief man sich laut beim Namen, stand mitten im Akt auf, klirrte mit dem Stoßdegen, ließ geräuschvoll die Mäntel fallen, um Kleidung und Gliedmaßen bewundern zu lassen. Dieser Unfug dauerte so lange, bis die Aufmerksamkeit, Neugier anwesender Schönen geweckt war und es von Mund zu Mund ging: „Was das für ein hübscher Mann? Wer derselbe wohl sein möge?"

Die schlimmste Sorte war aber jene Klasse junger Milchbärte, welche den edlen Zweck verfolgten, die weibliche Jugend in ihre Netze zu locken. Diese Don Juans alter Zeit stürmten in's Parterre hinein und spähten Adlern und Falken gleich, nach hübschen Mädchen auf den Gallerien. War nun edles Wildpret aufgefunden, so eilten sie, ungestüm sich durch die Menge drängend, wobei es oft zu Excessen kam, in die Nähe ihres Opfers. Selbstredend stellte auch die edle Gaunerzunft ihr starkes Contingent, ertappte man nun einen solchen Wicht auf frischer That, wurde er gepackt, an einen Pfosten der Bühne festgeschnallt, damit Jedermann eine Augenweide hatte, dann losgebunden und weidlich durchgebläut. Die am Eingange ausgebotenen Flugschriften wurden eifrigst gekauft und während des Stückes gelesen, wobei manch enthusiastischer Politiker in lautes Entzücken über irgend eine Stelle ausbrach. Kartenspiele, nicht etwa während der Zwischenpausen, nein während der Vorstellung gingen ungestört vor sich und da fiel mancher Streit vor, welcher auf längere Zeit die Ruhe störte. Die Elegants, welche sich bemerkbar machen wollten, ergriffen die Karten, warfen dieselben irgend wem beliebig an den Kopf, Galantere regalirten die Damen mit Obst, das im Theater unmittelbar zum Verkauf ausgeboten, eigentlich geschrieen wurde. Am schrecklichsten für die Darsteller auf der Bühne war jene Zeit, wo es Nüsse gab. Das war ein Knacken und schließlich flogen die Nußschalen den Mimen an die Köpfe. Weitmehr aber irritirte das Bellen der mitgebrachten Hündlein, das Miauen der Kätzchen, in welchem Contrebandeartikel die Damenwelt besonders stark war. Von Gallerie zu Gallerie sah man massenweise Eichkätzlein springen und ihre Männchen machten, bis die Besitzer die Thiere unter Halloh herabholten. Was das Rauchen anbetrifft, so wollte es anfänglich nicht recht zusagen, indessen die liebe Gewohnheit thut ja bekanntlich Alles und am Ende paffte ein Jeder, selbst die Damenwelt genirte sich nicht zu schmauchen.

Besonders lebhaft gab man Beifall und Tadel zu erkennen. Da waren Ausrufe, Händeklatschen, Pfeifen, Grunzen, Miauen an der Tagesordnung, ja bedeuteten unter Umständen sogar Zeichen besonderer Gunstbezeugungen. Die schlimmste Zeit für das „Globe-Theater" waren die Festtage, vornehmlich die Fastenzeit. Da kamen die Zünfte, Metzger, Schiffer, Matrosen und sonstige Vagabonden, berauscht bereits aus den Tavernen, welche sich der Themse entlang ausdehnten, um der Komödie beizuwohnen. An solchen Tagen gab es in der Regel Schauspiele, entweder schauerlich gräßlichen oder kriegerischen Inhalts, ganz für diese Gesellschaftsklasse und deren Geschmack, und Neigung angepaßt. Was wurden da nicht an Schlachten geschlagen, vergiftet, gemordet und zu guter Letzt kam es häufig vor, daß das enragirte Publikum thätig mit in die Handlung eingriff und wacker darauf lospaukte. Oft befahl auch diese Zuhörerschaft die Aenderung der Stücke und wehe, wenn nicht alsogleich dem Wunsche, eigentlich Befehle Folge geleistet ward. Da waren Stücke wie unter Anderen „Jugurtha", „Tamerlan" und dergleichen Zeuges mehr, höchst in Ansehen. Aus reinem Uebermuth gefielen auch diese oft nicht und man forderte unter Geschrei andere Sachen, ja, man zwang die Schauspieler sich schleunigst umzukleiden und etwas Anderes zu spielen. Ein Hagel von Latten, Ziegeln, Steinen, faulem Obst prasselte, das Gesuch unterstützend, auf die Bühne hernieder. Mit Mühe und Noth entkamen die unglücklichen Histrionen nach den Garderoben, ihrem Schöpfer eine Dankhekatombe bringend, daß das Theater wenigstens vor dem Demoliren geschützt war. Ein leichtes wäre das gewiß gewesen, alle Professionen waren vertreten und da konnte ein Jeglicher als Routinirter in seinem Fache arbeiten. Einen solchen Sturm zu beschwören, den wilden Strom in sein Becken zurückzuführen, gelang selbst dem beliebtesten Komiker nicht. Das wilde Lärmen dauerte fort, bis Einer auf den Gedanken gerieth, den Skandal weiter in die Nachbarschaft zu schleppen und dazu gab es Gelegenheit, da gewisse übelberüchtigte Häuser in der Nähe des „Globe-Theaters" lagen.

Die Menge erfreute sich hier, den Muth an Thürpfosten, Fenstern, Dächern, Schwellen abzukühlen, denn da blieb kein Stein auf dem andern liegen. Polizei gab es nicht und so war das ein ungestörtes Vergnügtsein. Von da ging's das Flußufer hinab, wo Bärenhetzen abgehalten wurden. Meister Petz hatte hier Mühe, sich der Metzgergesellen und deren Hunde zu erwehren. Zuletzt kam wieder das Theater an die Reihe. Man forderte einen „jig" (Possenspiel, oft der unflätigsten Witze voll), ging dann ruhig daheim, mit dem Bewußtsein, sich heute gut und billig unterhalten zu haben. Das war ein Stück Sittengemälde aus Alt-Englands lustigen Tagen.

Das Klima Australiens.

Ein europäischer Arzt, welcher länger als 12 Jahre in verschiedenen Theilen Australiens über das Klima und dessen Einwirkungen auf den Menschen eingehende Beobachtungen angestellt hat, entwirft in der Zeitschrift „Australasian" die nachstehende Schilderung. Dieselbe paßt aber nur auf die drei Colonien Neusüdwales, Victoria und Südaustralien, nicht auf Queensland und den nördlichen Theil des Continents.

— — Alte Ansiedler, welche seit langen Jahren in der Umgegend von Städten und Flecken wohnen, behaupten allen Ernstes, daß das Klima in den cultivirten Bezirken Australiens sich verschlechtert habe und nicht mehr so gesund sei wie zu der Zeit, da sie ins Land kamen. Es liegt etwas Wahres an dieser Behauptung; denn dort, wo man die Bäume niedergehauen und folglich den Oxygengehalt der Luft vermindert hat, sind die atmosphärischen Verhältnisse minder günstig geworden. Aber in den mit Pflanzenwuchs und insbesondere mit Bäumen und Gesträuch bewachsenen Gegenden, im sogenannten Busch, sind die klimatischen Verhältnisse noch so günstig wie früher und der Oxygengehalt ist in Fülle vorhanden. Möge doch Jeder, wo es auch sei, so viel als irgend möglich, die Bäume schonen, und recht viel junge anpflanzen, nicht blos des Schattens halber, sondern des Oxygens wegen; denn dies ist das größte Lebensprincip, ist eigentlich ein Lebenselixir.

Besonders charakteristisch ist die Trockenheit des australischen Klima's, die Dürre und die merkwürdige Reinheit des Sonnenlichtes; dagegen mangeln Feuchtigkeit und die schädlichen Gase, durch welche Krankheiten erzeugt werden; die Zersetzung thierischer und vegetabilischer Stoffe ist äußerst gering. Man braucht nur die Wirkung der atmosphärischen Einflüsse auf die Metalle zu beobachten, um sich von der Trockenheit der Luft zu überzeugen. Man kann sie wochenlang, Tag und Nacht, im Freien liegen lassen und es setzt sich doch kein Rost an, falls nicht etwa Regen gefallen ist.

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit dieses Klimas zeigt sich auch darin, daß die Wäsche ungemein schnell bleicht und sehr weiß wird. Alle animalischen und überhaupt organischen Substanzen verflüchtigen sich schnell, und Knochen werden in kurzer Zeit so weiß wie Schnee. Ich habe beobachtet, daß im Sommer Pferde- und Ochsengerippe binnen 10—14 Tagen so vortrefflich gebleicht waren, daß man sie sofort in einem Museum hätte aufstellen können. Diese bleichende Eigenschaft des australischen Lichtes wird aber unangenehm, denn sie wirkt auf das Kopf- und Barthaar auch junger Leute. Das Haar wird nicht nur grau, sondern völlig weiß und zwar so häufig, daß die Sache im Lande selbst gar nichts Auffallendes hat. Im Busch trifft man sehr oft junge, in Australien geborene Leute zwischen 25 und 30 Jahren, deren Haar weiß geworden ist wie das der Patriarchen. Im Allgemeinen müssen Personen beiderlei Geschlechts, gleichviel ob sie in Australien geboren oder nur naturalisirt sind, darauf gefaßt sein, daß sie spätestens zwischen 38 bis 50 Jahren grau oder auch völlig weiß auf dem Kopf und beziehentlich am Barte werden, besonders wenn sie viel im Freien und den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind.

Aber die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Australier werden durch diese Einwirkung der Luft und des Lichtes nicht im Mindesten berührt. Doch Folgendes ist wohl in Obacht zu nehmen: Ein Mensch, der in Australien eine durchaus sitzende Lebensweise befolgt und sich nicht viel Bewegung macht, wird selten zu höheren Jahren kommen, es sei denn, daß er eine ausnahmsweise gute Lebensconstitution habe und sich im Essen und Trinken außerordentlich gut halte. Wer dagegen sein Brod im Schweiße des Angesichts erwirbt, stets in Bewegung ist, den größten Theil seiner Zeit im Freien zubringt, der wird dadurch seinen Körper kräftigen. Besonders wenn er einfach lebt. Solche Leute erreichen ein hohes Alter. Für das australische Klima, in welchem die Gährung und chemische Zersetzung der Naturstoffe so rasch vor sich geht, ist reine und gesunde Nahrung eben so dringend erforderlich, wie freie Luft und Bewegung. Speisen, die nicht in jeder Beziehung untadelhaft sind, haben meist gefährliche Folgen. Zwischen guter und schlechter Gesundheit haben wir hier keine vermittelnden Zwischenstufen, und chronische Krankheiten kommen nur als Ausnahmefälle vor. Ein Kranker wird rasch gesund oder stirbt, und dieses Gesetz regiert die gesammte Physiologie in Australien, sowohl des Thier- wie des Pflanzenlebens. Hier athmet Alles Energie und Thätigkeit, vom Thiere der höchsten Ordnung an bis zu den winzigsten Organismen.

Dieses in so vielen Beziehungen paradoxe Australien ist mit einem wahren Strome von Licht und reiner Luft überfluthet. Ein Mensch, der hier mäßig und angemessen lebt, wird nur selten von Krankheit heimgesucht werden und ein hohes Alter erreichen. Australien ist gesund; auch viele schwarze Eingeborne, Pferde, Hund, Vögel &c. leben sehr lange. Das Klima begünstigt hier die Entwicklung der physischen Kräfte und an Leibesnahrung ist kein Mangel. Im Winter geht die Temperatur nur höchst selten unter den Gefrierpunkt hinab und im Sommer steigt sie nicht über 30—36 Grad C. (— was freilich schon eine recht unangenehme Hitze ist, besonders wenn die glühenden Luftströme bei Nordwest aus den inneren Wüsteneien kommen—). Menschen und Thiere ertragen auch angestrengte Arbeit mit weniger Mühsal als in den meisten anderen Ländern. Die große Trockenheit des Bodens, die völlige Abwesenheit schädlicher Ausdünstungen, die geringe Menge nachtheiliger Ausdünstungen der stehenden Gewässer, die rasche Zersetzung der thierischen und Pflanzenstoffe und die ausgedehnten Wälder,— alle diese Umstände wirken so günstig, wie kaum in irgend einem andern Lande. Daher finden wir bei den Menschen eine so große Elasticität des Körpers bei strotzender Gesundheit und großer Kraft. Die Hitze allerdings ist oft sehr beträchtlich, aber sie erzeugt nicht allzustarken Schweiß und der Mensch empfindet nur selten jene Schlaffheit und Abspannung, welcher man an heißen Sommertagen in Europa sich nicht erwehren kann.

In Australien kann man, mitten im Sommer auch bei der größten Hitze, 20 bis 30 Meilen machen, ohne große Ermüdung zu verspüren. Ich bin eine ganze Woche lang in einem einzigen Zuge gewandert, habe täglich 30 bis 40 Meilen zurückgelegt und fühlte mich am andern Morgen nach einem erquickenden Schlafe vollkommen frisch. Wenn wir kein Unterkommen unter Dach und Fach haben konnten, nahm Jeder sein Beil, hieb vom ersten besten Gummibaum ein 2½ Meter langes, 1 Meter breites Stück Rinde ab, legte dieselbe als Matratze auf die Erde, kehrte die Füße dem Feuer zu, hüllte sich in seine Decke, bereitete sich aus seinem Ranzen ein Kopfkissen und schlief so prächtig, als läge er auf einem Pfühl von Eiderdunen. So übernachtet man im Busche ganz behaglich, ich weiß es aus Erfahrung.

Sämmtliche Golgräber bei Bendigo (in der Colonie Victoria), deren Zahl sich mehr als auf 20,000 Köpfe belief, hatten nur leichte Leinwandzelte. Diese boten hinlänglichen Schutz, auch gegen Regen und Nachtfröste. Zum Ueberfluß spannte man dann wohl noch einen sogenannten Pavillon über das Zelt.

Augenleiden entstehen in Folge der heißen Winde, welche periodisch aus allen Himmelsgegenden, am meisten aber aus Nordwest, wehen. Sie halten indeß niemals sehr lange an und man kann die Augen durch sehr einfache Vorkehrungen schützen. Eine schlimme Plage entsteht durch den Stich einer kleinen Fliege, welche manchmal sogar die Hornhaut angreift und zerstört. Man empfindet einen Stich wie von einer feinen Nadel und weiß dann, daß das Insekt sein Gift eingelegt hat. Sofort schwillt das Auge stark an. Man darf diese kleine Fliege, wenn sie eben sticht, nicht tödten, weil daraus die gefährlichsten Folgen sich entwickeln. Diese Fliegenstiche müssen sehr sorgfältig behandelt werden; wer sich dabei der Luft und Sonne aussetzt, dem schwillt auch bald das Auge an und dann auch das ganze Gesicht bis zu einer enormen Dicke. Als Gegenmittel wendet man gewöhnlich Eiweiß an, das auf ein Stück geölter Leinwand gestrichen wird, oder falls man das Beides nicht zur Hand hat, eine rohe Kartoffelschale auch wohl Tabaksblätter.

Die Nahrung.

Nur solche Speisen sind gute Nahrungsmittel, welche dieselben Bestandtheile in sich haben, aus denen das Blut besteht.

Hiezu ist nöthig, daß die Nahrungsmittel Wasser, Eiweiß, Salze, Fett und Zucker enthalten und daß all' diese Stoffe in einem richtigen Verhältniß zu einander stehen.

Daß Wasser zur Erhaltung und Erneuerung des Körpers nöthig ist, sieht wohl Jeder ein. Unser Muskelfleisch hat an 75 Prozent Wasser in sich, und doch muß ein Mensch sterben, wenn man ihm nur Fleisch zu essen giebt und ihm alles Wasser entzieht, weil eben die 75 Procent, die er genießt, keineswegs ausreichen würden zu all' den Flüssigkeiten, die im Körper nothwendig sind.

Aus dem Eiweiß, das man genießt, bilden sich im Blute eben die Stoffe, aus denen vornehmlich das Muskelfleisch besteht. Es ist aber ein Irrthum, wenn man glaubt, daß man nöthig habe, Eier zu essen, sondern der Käsestoff enthält ganz dieselben Bestandtheile des Eiweißes, wie wir denn schon gesehen haben, daß in der Muttermilch nur Käsestoff vorhanden ist, wogegen das Eiweiß als solches fehlt. Wer also reichlich Käsestoff genießt, wie die Hirten in der Schweiz, bedarf der Fleischspeisen fast gar nicht. Aber nicht nur der Käsestoff enthält dieselben Bestandtheile des Eiweiß, sondern es giebt auch in den Pflanzenspeisen Eiweißstoffe, die sie gleichfalls zu fleischbildenden Nahrungsmitteln machen. Ein solches Pflanzen-Eiweiß ist der Kleber, der namentlich in unsern Getreidearten enthalten ist. Ferner ist der sogenannte Erbsenstoff, ein Hauptbestandtheil unserer Erbsen, Bohnen und Linsen ein vorzüglicher fleischbildender Eiweißstoff.

Die Salze, die man dem Blute zuführen muß, bestehen nicht nur im gewöhnlichen Kochsalz, sondern man bezeichnet auch damit gewisse Verbindungen der Stoffe, die man gewöhnlich nicht als Nahrungsmittel betrachtet, wie die Verbindungen des Phosphors, des Eisens u. s. w. Diese sind in mannigfachen Speisen enthalten, ohne daß sie dem Auge sichtbar sind, und aus ihnen bilden sich die Knochen, die Zähne, die Knorpel und die Haare.

Das Fett, daß genossen wird, erscheint Vielen als ein ganz besonders wichtiger Bestandtheil der Speise und sie meinen, daß man vom Fett fett werde. Dem ist aber nicht so. Reißende Thiere, die nur von Fleisch und Fett leben, werden nicht fett, dagegen nehmen Pflanzenfresser ungemein an Fett zu, wenn man sie mit guter Mast versieht, die eben nur aus Pflanzen besteht. Gleichwohl ist Fett nicht etwas überflüssiges in unserm Körper. Der Mensch bedarf des Fettes, weil dies vornehmlich die Athmung unterhält. Allein das Fett, das der Mensch im Körper bedarf, bildet er sich selber, so daß man nur wenig Fett genießen braucht, und das wenige nur zu dem Zweck, damit es die Bildung neuen Fettes aus dem Zucker erleichtert.

Man thut daher gut, wenn man Fett und Zucker als eine zusammengehörige Nahrung bezeichne, denn aus dem Zucker wird im Körper Fett gebildet, und das wenige Fett, das man in der Speise genießt, soll nur diese Umbildung des Zuckers in Fett befördern.

Man glaube aber nicht, daß man wirklichen Zucker zu genießen brauche, sondern jede Speise, die Stärkemehl enthält, ersetzt vortrefflich die Stelle des Zuckers und verwandelt sich im Körper erst zu Zucker und dann in Fett. Die Kartoffel enthält Stärkemehl und thut auch ihre Dienste, nur muß man ihr Butter zusetzen, um das Stärkemehl und den sich daraus im Magen bildenden Zucker mit Leichtigkeit in Fett zu verwandeln.

Ein unübertreffliches Nahrungsmittel ist das Brod, denn es enthält fast alle Bestandtheile der Nahrung. Es hat Pflanzen-Eiweiß und verwandelt sich daher in Fleisch. Es hat fast alle Salze in sich, die dem Körper nöthig sind, und hat auch Stärkemehl in sich, um Fett bilden zu können; wenn man ihm daher ein wenig Butter zuthut, um die Fettbildung zu erleichtern, und daneben Wasser trinkt, so reicht es zur Erhaltung des Körpers immerhin aus. Dahingegen sind Kartoffeln allein ein schlechtes Nahrungsmittel, Fleisch allein nicht minder, und Eiweiß allein würde unsern Körper nicht erhalten können.

Man hat mit Thieren vielfache Versuche gemacht und außerordentlich reiche Erfahrungen über Nahrungsmittel gesammelt, nicht minder hat man in Kasernen Beobachtungen derart angestellt, um die Nahrhaftigkeit der Speisen zu erforschen.

Man hat im Dienste der Wissenschaft außerordentlich zahlreiche Versuche über die Verdauung, wie über die Wirkung des Hungers und die Wirkung verschiedener Nahrungsmittel.

Was die Verdauung betrifft, so hat man darüber Beobachtungen angestellt, sowohl mit künstlichem, einem Thier entnommenen Magensaft, als an Menschen, die eine Magenfistel hatten, das heißt eine Wunde am Bauch, die durchging bis in den Magen. Durch diese Wunde konnte man genau untersuchen, wie schnell gewisse Speisen sich in einen Brei verwandeln und den Magen verlassen. Aus solchen Versuchen hat man gefunden, daß die meisten Gerichte zwischen 2 bis 5 Stunden im Magen verweilen, ehe sie als Speisebrei in den Darm wandern.

Hiermit ist aber die eigentliche Verdauung nicht beendet, da ja im Darm noch weitere Umwandlungen der Speisen vor sich gehen. Gleichwohl zeigten sich fernere richtige Unterschiede in der Zeit, welche die einzelnen Nahrungsmittel erfordern, um vom Magensafte gelöst zu werden. So wird z. B. Weizenbrod schneller gelöst als Eier, Kalbfleisch schneller als Ochsenfleisch, mageres Fleisch schneller als fettes und Hühner-Eiweiß schneller als Erbsenstoff. Je schneller nun eine Speise sich in der Magenflüssigkeit löst, desto leichter geht sie in's Blut über, desto verdaulicher ist dieselbe.

Die Versuche des Hungers hat man nur an Thieren gemacht und es ergab sich, daß während des Verhungerns mehr als die Hälfte des Blutes verschwand, das Fett zehrte sich fast vollständig auf, das Fleisch war um die Hälfte geschwunden, selbst die Haut war um ein Drittel vermindert und die Knochen hatten etwa ein Sechstel ihres Gewichts verloren. Am wenigsten verminderten sich die Nerven und dies giebt den Beweis, daß die Nerven eine große Kraft besitzen, sich zu erhalten, sobald nur noch eine Spur von Stoff zu ihrer Ernährung da ist. Aus vielfachen Versuchen hat man den Schluß gezogen, daß ein ausgewachsener Mensch, der etwa 130 Pfund wiegt, sterben muß, wenn er durch Hunger etwa 50 Pfund von seinem Körpergewicht verliert.

Was die Wirkung verschiedener Speisen betrifft, so haben Versuche an Hunden dargethan, daß sie von bloßen Knochen eine sehr lange Zeit leben können; dahingegen starben sie, wenn man sie nur mit Zucker fütterte und obgleich ein wenig Fett dazu genossen, hingereicht hätte, den Zucker in Fett zu verwandeln, fand man noch ihrem Tode doch gar kein Fett vor.

Thiere, die man mit Speisen fütterte, in denen kein Phosphor und kein Kalk vorhanden ist, wurden fett, starben aber am Knochenbruch. Mit reinem Eiweiß, reinem Käsestoff gefüttert, starben die Thiere ebenfalls, und das Merkwürdigste hierbei ist, daß sie in derselben Zeit starben als wenn sie gar keine Nahrung erhalten hätten.

Die Versuche an Menschen haben gelehrt, daß es schädlich ist, einförmige Kost zu genießen. Es ist dies eine Erfahrung, die man sowohl in Kasernen, wie in Gefängnissen macht und deshalb wechselt die Kost dort mit jedem Tage in der Woche, so daß es täglich etwas Anderes zu Mittag gibt. Ein Arzt in England hat an sich selbst die Wirkung einförmiger Kost probiren wollen. Er genoß 45 Tage lang blos Wasser und Brot; er nahm dabei 8 Pfund an Körpergewicht ab. Sodann aß er vier Wochen nur Brod und Zucker, dann drei Wochen nur Brod und Baumöl, aber erlag seinen Versuchen und starb, nachdem er acht Monate in solcher Weise Versuche an sich angestellt. Es ist daher nicht eine Leckerei, wenn man zu verschiedenen Speisen Appetit hat und einerlei Speisen schnell überdrüssig wird, sondern es ist nothwendig, daß man wechselt. Versuche haben gezeigt, daß Kaninchen, die einen Tag Kartoffeln und einen Tag Gerste erhalten, fortleben; erhalten sie aber dies Kartoffeln oder blos Gerste, so sterben sie schnell.

Zum Schluß wollen wir nur noch einige Nahrungsmittel und deren Eigenschaften aufführen. Unter den Getreiden ist Weizen das nahrhafteste, und genießt man, wie der Engländer, Fleisch und Weizenbrod, so erfreut man sich einer guten Nahrung. Reis gibt Fett, aber allein ist er eine schlechte Nahrung und ist viel mehr zuträglich, wenn er mit Butter oder Fett und ein wenig Fleisch dabei genossen wird. Kartoffeln sind ein billiges, aber auch ein theures Gericht; sie haben wenig Nahrungsstoff und man muß viel davon essen, um genährt zu werden; auch ist es nothwendig, sie mit Salz, Butter oder Fett zu würzen, da sie sonst ganz unnahrhaft wären.

Eine gute Mittelkost sind Bohnen, Erbsen oder Linsen, nur sind die Hülsen unverdaulich und müssen entfernt werden.

Gemeinhin zählt man Getränke nicht zu den Nahrungsmitteln, und Kochsalz, glaubt man, sei nur Geschmacksache; das ist aber ein Irrthum. Kaffee und Thee sind in ihrer Weise nährend und endlich ist Salz und reichlicher Genuß desselben ein vortreffliches Mittel zur Ernährung.

Billiger Kaffee und billiges Salz sind daher eine Volkswohlthat.

Ein Neger-Paradies.

Die Sierra-Leona-Küste begreift das Gestadeland vom Cap Verga, etwa 10 Gr. N. bis zum Capo Monte, welches die Engländer Cape Monte nennen. Das eigentliche Sierra-Leone ist eine gebirgige Halbinsel an der Südseite des Flusses Rokelle. Die Lage der Stadt ist schlecht; die Rhede in der St. Georgsbay ist unsicher, wenn Nordwestwind weht.

Wir wollen uns dieses „Paradies und Eden unseres schwarzen Bruders" nun etwas näher betrachten.

Freetown ist eine der ungesundesten Städte der Welt, theils wegen klimatischer Einflüsse, theils durch, man kann sagen, skandalös nachlässige Verwaltung unter den Augen des Generalgouverneurs von Guinea. Vor uns liegen die Auszüge aus einem Berichte, welchen eine aus fünf Mitgliedern bestehende Sanitätscommission im November 1873 erstattet hat. Binnen achtzig Jahren ist noch nicht eine Gosse zum Abzuge des Wassers hergestellt worden. In jedem Hause befinden sich Senkgruben, deren Inhalt durch den porösen Boden in die Brunnen dringt; es ist ermittelt worden, daß viele dieser Senkgruben seit länger als dreißig Jahren nicht gereinigt worden sind. Der Bericht gibt Schilderungen über den grauenvollen Zustand derselben, mit welchem wir unsere Leser verschonen.

Es zeugt für die von Missionären und Philantropen so hoch gerühmte Civilisation der „freien schwarzen Brüder in Afrika" daß alles Brunnenwasser dick ist und milchig durch Verunreinigung aussieht: „kein Wunder, denn neben den Hauptbrunnen liegen in einem Umkreise von nur 11 Yards nicht weniger als acht solcher Senkgruben, und ein anderer Brunnen war früher als Abtritt benutzt worden; Brunnenwasser ist hier weiter nichts als durchgesickerter Unrath." Man hat übrigens auch das Wasser eines Flusses aus dem Gebirge vermittelst metallener Röhren in die Stadt geleitet, aber dieses ist wo möglich noch unreiner. Denn dicht aberhalb der Stelle, wo die Röhren beginnen, haben die Neger ihren allgemeinen Badeplatz und waschen dort schmutzige Kleider. Als die Commission ihre Untersuchung anstellte, fand sie, daß alle Felsenvertiefungen, über welche das Wasser fließt, Pfützen übelriechenden Seifenwassers bildeten und überall schmutzige Lumpen umherlagen. Obendrein laufen die nicht durch Schrauben verbundenen, sondern lose an einander gelegten Röhren in der Nähe der Stadt unmittelbar an einem Leichenacker vorüber und zwar liegen sie tiefer als dieser; dort sind mehr als 8000 Menschen begraben worden.

Wenn man sich alle erdenkliche Mühe geben wollte, Bedingungen aufzufinden, die für Gesundheit und Leben die allerungünstigsten sind, würde man sie schwerlich vollkommener ausfindig machen, als sie in Freetown vorhanden sind.

Man begreift, weshalb seit langer Zeit dieses Sierra-Leona als Grab der weißen Menschen bezeichnet wird. Im Jahre 1859, als das gelbe Fieber sehr heftig auftrat und der ganze untere Theil der Stadt zu nicht geringem Theil ausstarb, wohnten in Freetown 120 weiße Leute; von diesen flüchteten 30, eben so viele starben und alle übrigen waren erkrankt. Die Epidemien von 1840 und von 1848 waren eben so schlimm.

Die Philantrophie, welche gegen Ende des 18. Jahrhunderts anfing, gegen die Gräuel des Sklavenhandels zu eifern, hatte die Absicht, befreiten Negern Zufluchtsstätten in Afrika selbst zu verschaffen, sie möglichst zu civilisiren und von „Brennpunkten der Gesittung" aus auf die verschiedenen Negervölker segensreich einzuwirken. Das war gut gemeint, aber von den hochfliegenden Hoffnungen hat sich äußerst wenig verwirklicht.

Nach dem Unabhängigkeitskriege in Nordamerika schaffte England einige hundert Neger, freie Leute zumeist, aus dem kalten Neuschottland nach Sierra-Leone; von diesen waren nach ein paar Jahren nur noch wenige übrig, theils in Folge des schlimmen Klimas, theils durch Streitigkeiten mit den eingebornen Tinnes. Der Fingerzeig, welcher dadurch gegeben wurde, blieb von den Negerfreunden in London unbeachtet. Diese Negerfreunde, voran Wilberforce und Clarkson, wollten in Sierra-Leone eine „Mustercolonie von Schwarzen" gründen. England erklärte in 1807 den Sklavenhandel für Seeraub und von da an sind viele tausend der Sklavenschiffe durch das „Sarggeschwader" (—coffin squadron, weil an der ungesunden Guineaküste so viele Seeleute im Dienste starben —) genommen und die befreiten Neger sind nach Sierra-Leone gebracht worden. So bildet die Bevölkerung desselben eine bunte Musterkarte; denn auf einem Flächenraume von etwa 22 deutschen Quadratmeilen wohnen etwa 50,000 Neger, aus 71 Haupt- und 150 kleineren Stämmen zerstreut, die zusammen an einhundert Sprachen und Dialekte reden. „Hier ist in der That Babel." Die eigentlichen Landesgeborenen sind die Tinnes, Fuius und Weys, und bei ihnen haben sich bis heute noch keine Einflüsse der Civilisation geltend gemacht.

Richard Burton fand die Zustände in und um Freetown kläglich genug. Die Stadt mag höchstens 20,000 Einwohner haben, die in folgende Klassen zerfallen: Europäer „civilisirte" Leute; Afrikaner; Leute oder „Peßbus," wie der Neger das Personen ausspricht; Neger; Darkeys; Niggers. Das Wort Nigger darf man aber keinem ins Gesicht sagen, denn die englische Philantropie hat eine Verordnung erlassen, welche auf eine solche Beleidigung fünfzig Pfund Sterling Strafe setzt.

Die schwarzen Bürger sind am liebsten Kleinhändler und Hausirer; mit Ackerbau beschäftigen sich nur die mohommedanischen Mandingos. Freetown ist nur Ruine einer Handelsstadt; das Volk wird zum Faullenzen geboren und erzogen; mit Bestellung des Feldes mag der „verbesserte" Afrikaner sich nicht befassen, wenn er nicht durch Zwang dazu angehalten wird. Die Kaffee- und Talgnußbäume auf den Bergen hat er umgehauen zur Feuerung. Er könnte Indigo und Baumwolle, Kaffee und Arrowroot, Oelpalmen und Kokospalmen, Ingwer und Erdmandeln bauen, aber er begnügt sich mit Mais und Gemüsen und dann auch mit Kasiawa. Aus seinem Krämerladen bummelt er nach der protestantischen Kapelle; und im Jahre hat er 365 Tage Sabbath, da er auch an Wochentagen nicht arbeitet. Er sonnt sich auf dem Marktplatze, schwatzt mit Seinesgleichen, schnupft und kaut Tabak, singt und läßt sich den Rum gut schmecken, den „Kering kerry," wie er ihn nennt.

Das humane Zartgefühl der britischen Regierung hat zur Folge gehabt, diese Neger zu demoralisiren. Die Weiber sind so ausschweifend geworden wie in Aegypten, und noch viel schlechter als die Männer, die doch wahrhaft schlecht genug sind. Wer wissen will, wie die Dinge stehen, darf nur die Spitäler besuchen. Diebstahl ist allgemein, die Räuber benutzen am liebsten die Nachtstunden, wenn heftiger Wind weht. Wenn Männer mit einander in Streit gerathen, rennen sie wie Schlafböcke mit den Köpfen gegeneinander, beißen sich und schreien und kreischen dabei."

Alle Beobachter, die an Ort und Stelle waren, klagen über den unverschämten Uebermuth der Neger in Sierra Leone. So bemerkt der französische Viceadmiral Fleuriot de Langle: „Man muß sich wohl in Acht nehmen, diesen schwarzen Bürgern Anstoß zu geben, denn die Freiheit ist ihnen zu Kopfe gestiegen und sofort würde der Richter bei der Hand sein, eine Klage über eine, wenn auch nur angebliche, Beleidigung entgegen zu nehmen. Daß man ein Fremder, gewährt keinerlei Schutz; die Jury besteht aus Negern, die sämmtlich von Neid und Mißgunst erfüllt sind; sie werden das Schuldig über den Weißen aussprechen, wenn gleich dieser in vollem Rechte und noch so überzeugend von seinem Sachverwalter vertheidigt worden ist.

Missionäre und Mulatten haben in der Ereterhalle zu London, wo alljährlich im Maimonate so viele alberne Reden gehalten werden, dreistweg behauptet, daß der Europäer nicht im mindesten höher stehe als der farbige Mensch. Ein Mulatte, Robert Compbell, rief: „In welcher Täuschung ist doch der weiße Mann befangen, der da glaubt er werde in Afrika respektirt, weil er ein weißer Mann ist!"

Der Schwarze in Freetown spricht das Niggerenglisch. Die Frage, auf welche ein Nein gehört, wird er mit Ja beantworten, z. B.: Didn't you find water there? Yes I did not find it. Den Ausruf setzt er hinter das Wort. z. B. Mammy oh! d. h. o Mutter; ein Bulle ist Gentleman Kuh &c.

Der Mulatte spielt gern den Advokaten und Rechtsverdreher. Der Zahlmeister eines Dampfers überzeugte sich, daß ein Neger todte Puter hingelegt und die lebendigen gestohlen hatte; er nannte ihn also einen Dieb. Dieser erhob vor Gericht wegen solcher Beleidigung einen Anspruch auf Schadenersatz von — eintausend Pfund Sterling, und der Weiße war froh, mit 3 Pfund davon zu kommen. An Bord des Schiffes kam ein Freetownneger als Packträger; der Zahlmeister verwies ihn auf das Quarterdeck, worüber er in Schimpfwörter ausbrach. Ein königlicher Offizier rief dem Schwarzen zu: „Wärst Du gegen mich so unverschämt gewesen, hätte ich Dich über Bord geworfen!" Der Neger geht ab, treibt unterwegs zwei andere auf, die er als Zeugen vorführt und sie beschworen, daß der Offizier ihm „seinen Charakter geschändet" habe; als Schadenersatz wurden 50 Pf. St. verlangt. Drei englische Offiziere, darunter ein Oberst, beschworen den richtigen Thatbestand; Schimpfwörter habe sich nur jene Neger in jener maßlosen Unverschämtheit erlaubt.

Trotzdem wurde der Offizier von dem aus Schwarzen bestehenden Gerichtshofe zu Abbitte und 15 Pf. St. verurtheilt. Ein weißer Mann, erzählt Burton, habe einmal seinem Diener, der sich frech benahm, mit dem Stocke gedroht; der Diener reichte eine Klage ein, verlangte 50 Pf. St. Sühne-Geld und erhielt wirklich 12 Pfund!

Französische Geographie.

Inseln, wie Portorico, Formosa, die Philippinen u. A. sind Theile der festen Erdoberfläche, welche ringsum von **Bismarck** umgeben sind.

— Es ist aufgefallen, daß von den Socialdemokraten nicht ebenso heftig gegen die Sedanfeier opponirt worden ist, wie von den Klerikalen. Aber das ist begreiflich: Die Arbeiter waren in letzter Zeit stets bereit zu feiern.

'S Rösle, dees hat Honig 'gessa.

(Schwäbisch.)

'S Rösle, dees hat Honig 'gessa,
Kommt a' Bienle g'sloge her,
Hat's auf seine Roselippe
Für sein Schlecka g'stoche sehr.

D'rauf ist's Bienle weiter g'floge,
Hat as Röske stande laun,
Und als ob's am Spiaß thät stecka
Anderst net hat 's Rösle thaun.

Da ist's Hänsle g'sprunga komme,
Was denn do so z'schreiet gäb; —
'S Rösle sait, weil's holt a' Bienle
So auf d' Lippe g'stoche häb.

„Sei no z'friede," tröstet 's Hänsle,
„Was dees Uebel anbetrifft
Do woiß i' a' prächtig's Mittel,
Dees vertreibt im Nu des Gift.

So a' Gift, liabs Rösle, des will
Aus der Wund 'rausg'soge sein,
Und i' selber will am Dokter,
Wenn der's recht ist, pfusche drein;

Was hat's Rösle mache könne?
'S hat se zua der Kur hergea,
Und as Hänsle ist a' g'schickter,
Arg arg g'schickter Doctor g'wea.

Ebbes lang hat d' Kur wohl dauret,
Doch am End hat 's Hänsle g'lacht:
„Schätzle, gelt, Du moinst g'wiß 's Bienle
Häb' au' mi' unglücklich g'macht."

Insubordination.

Offizier: Jakob, weißt Du, was Subordination ist?"

Soldat: Subordination heißt: Man soll Alles thun, was der Herr Offizier haben will!

Offizier: Recht so! Also sieh', wenn Du mir nicht innerhalb einer Stunde 20 fl. verschaffst, laß' ich Dich einsperren wegen Insubordination.